

Wolfgang Bühne

Die Ruhe der Rastlosen

dlv

Christliche
Literatur-Verbreitung e.V.
Postfach 11 01 35 · 33661 Bielefeld

1. Auflage 1996
2. Auflage 1999
3. Auflage 2007
4. Auflage 2010

© 1996 by CLV · Christliche Literatur-Verbreitung
Postfach 110135 · 33661 Bielefeld
CLV im Internet: www.clv.de

Dieses Buch ist eine Zusammenstellung aus den folgenden Büchern:
W. Bühne, Ruhe der Rastlosen (ISBN 3-89397-101-7) und
W. Bühne, Die Fessel der Freien (ISBN 3-89397-102-5)

Umschlag: OTTENDESIGN.de, Gummersbach
Satz: Enns Schrift & Bild, Bielefeld
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN 978-3-89397-780-2

Die Ruhe der Rast losen

Inhaltsverzeichnis

Kurt Becker Deserteur des Lebens	7
Willy Mones Im Griff der Angst	27
Alois Wagner Bis zum Ende des Regenbogens	41
Alfons Böllert Schnaps blieb nicht das letzte Wort	85
Nachwort	122

Ruhe der Rast losen

KURT BECKER

Deserteur des Lebens

Mein Name tut nichts zur Sache, denn diejenigen, die mich mit meinem Namen rufen, kann ich hier nicht hören; und die Leute, die ich höre, rufen mich nicht mit meinem Namen. Mein Alter wäre eine Lüge, denn die Winter, die ich verlebte, waren kälter, die Sommer heißer, die Herbste länger und die Frühlinge kürzer, als Jahreszeiten sind.

Meine Heimat suchte ich dort, wo die Sonne aufgeht. Aber kaum glaubte ich mich am Ziel, so verschwand sie am Horizont und ließ mich weiterirren in finsternen Nächten. Nun aber ist der Kreis geschlossen, und ich stehe wieder am Anfang.

Meine Füße sind wund von den Steinen, an die ich stieß, und meine Hände sind von einem elenden Ausschlag befallen, infiziert von den Dingen, die ich berührte, als ich blind nach dem Licht tappte.

Ich fühle mich müde, nur meine Gefühle sind unruhiger als je zuvor, denn ein Herz braucht länger, um zu sterben, auch wenn es eiskalt geworden ist.

Kein Tag verging, an dem ich nicht das Unrecht, die Gewalt, die Phrase und die Lüge triumphieren sah; und obwohl es mir gelang, mich von dem Haß als einem unreinen Gefühl freizuhalten, so spürte ich doch, wie sich die Zerstörung in meiner Seele langsam ausbreitete.

Ich bin Fremdenlegionär!

Der Vertrag fordert fünf Jahre Gehorsam, mit Ehre und Treue bis zum Tode. Meine eigene rechte Hand, wer immer sie auch führte, hatte mich verkauft.

Was bewegt einen Menschen dazu, in einem fremden Land, unter fremdem Namen, einer fremden Nation zu dienen und bereit zu sein, für sie zu sterben?

Die schwerste Strafe in der Legion trifft den Deserteur. Aber in Wirklichkeit ist jeder Legionär ein Deserteur, ein Deserteur des Lebens!

Jeder Legionär hatte schon einen Sprung in dem Kristall seines Lebens, bevor er zur Legion ging. Durch die Legion aber wurde dieser Sprung zu einem Riß, den meist nichts mehr kitten kann als nur der Tod.

Wir alle waren auf der Flucht – vor irgend etwas davongelaufen. Die einen vor Freiheitsstrafen oder finanziellen Schwierigkeiten, die anderen vor familiären oder sonstigen Problemen. Oder man flüchtete vor dem grauen Alltag! Eines aber hatten wir alle gemeinsam: Wir waren auf der Suche nach irgend etwas.

Leider fragen sich nur sehr wenige, was sie denn finden wollen. Und so greift man nach den erstbesten Dingen, die sich bieten, um den großen Durst zu stillen. So macht sich der Legionär das Leben leichter – und gleichzeitig schwerer.

Ich war an dieses Seil gefesselt. Ich weiß, wie tief es einschneidet, und wie fest die anderen die Knoten ziehen ... Aber ich sah auch, wie jeder Neuankömmling eine Frische mit sich brachte. Wenn ich auch bei vielen lange danach suchen mußte, so gelang es mir doch immer, eine Spur Menschlichkeit an ihnen zu entdecken. Ich freute mich so sehr darüber, daß es mich echt bestürzte, feststellen zu müssen, wie diese Züge immer mehr schwanden, – bis ihr Ausdruck tot erschien, bis ich mich fragte,

ob sie denn noch sie selbst waren oder nur eine Maschine, die jene Dinge erledigte, für die sie zusammengebaut wurde. Vollautomatisch und zu jeder Zeit funktionsfähig, solange, bis sie kaputtgeht.

Als ich anfang, über diese Dinge nachzudenken, begann ich, mich vor mir selbst zu fürchten.

Ich wollte aussteigen. Aber wie?

Zu diesem Zeitpunkt erlebte ich die sieben vergangenen Jahre noch einmal, seitdem ich als 14jähriger Junge von zu Hause durchgebrannt war. Diesmal nur in Gedanken, aber jedes einzelne Abenteuer hatte sich so tief eingepägt, daß mich sogar die Erinnerungen daran schmerzten. Es war eine höllische Qual, aber ich konnte nicht mehr aufhören, daran zu denken.

Ich zog durch die ganze Welt, passierte Grenzen illegal oder wurde abgeschoben – saß in verschiedenen Gefängnissen und Flüchtlingslagern, verdiente mein Geld durch Prospekte verteilen, Teller waschen, Zeitungen verkaufen, arbeitete als Barkeeper, Küchenjunge, Bäcker, Friseur, Ofenmonteur und Chauffeur – schlief in Hotels, zur Untermiete, auf Parkbänken, in Rohbauten und Kellern.

Ich fuhr Tausende von Kilometern per Anhalter und zog zwei Monate lang mit Zigeunern.

Die Höhen und Tiefen des Lebens erlebte ich in so extremer Weise, daß meine Gefühlswellen zur rauhen See wurden, zu einem tobenden Meer, in dem ich nicht mehr hatte, als ein lächerliches Floß – bald mit der Angst, daß es in Stücke gerissen würde, und bald mit der Freude, daß es den Wogen standhielt.

Aber Kurs hielt ich keinen, und versuchte ich es, so trieben mich starke Winde davon ab. Kam ich dann aufs Festland, so hatte ich mich an das Schaukeln so sehr

gewöhnt, daß mich nichts mehr zur Ruhe bringen konnte. Keine Droge, kein Mädchen. Nichts. Ich hatte alles versucht, aber früher oder später bin ich daran vorbeigegangen oder wieder fortgezogen worden.

Nichts war mir wertvoll, mit Ausnahme meiner Freunde.

Starin lernte ich in einem Flüchtlingslager bei Belgrad kennen. Wie er wirklich hieß, wußten wir nicht. Aber wir nannten ihn Starin, was zu deutsch »Freund« heißt, weil er uns allen ein echter Kumpel war, stets gutgelaunt und hilfsbereit.

Auf uns unerklärliche Weise schaffte er Dinge herbei, die man uns untersagte, weil man sie nicht für lebensnotwendig hielt. Es kümmerte uns auch nicht, woher er dieses oder jenes hatte, sondern wir waren einfach froh darüber. Mit 15 Jahren war ich der Jüngste, und daran änderte auch die Tatsache nichts, daß ich mich für 19 ausgab. Aber vielleicht wurde ich gerade deshalb sein bester Freund. Nach allem, was er für mich getan hatte, wollte ich ihm am Tage meiner Überweisung in ein anderes Lager meine Uhr schenken, welche ich trotz aller Durchsuchungen behalten hatte. Aber er sagte, er könne das nicht annehmen.

Noch am selben Tag erfuhr ich, warum Starin ablehnte: Er befand sich bereits zwei Jahre freiwillig in diesem Lager. Und er wollte nicht mehr vom Leben, als sein Feldbett neben dem abbruchreifen Kamin und die Lageration mit dem größten Stück Fleisch. Dafür gab er jedes Wort, das im Lager gesprochen wurde, an die Direktion weiter und setzte sorgfältig vorbereiteten Fluchtversuchen der aus dem Osten geflohenen Emigranten ein schnelles Ende, nachdem er sie dazu brachte, aus ihrer Vergangenheit zu erzählen.

Ich war nur fünf Wochen in diesem Lager, aber ich weiß, daß sich noch heute vier Männer in schwerer Haft in Polen und Ungarn befinden, weil Starin nicht mehr vom Leben will, als sein Feldbett neben dem abbruchreifen Kamin und die Lagerration mit dem größten Stück Fleisch.

Mahmud war Libanese. Er war 24 Jahre alt und in Beirut aus der Armee geflohen, weil er Krieg für Wahnsinn hielt. Wir trafen uns in Goriza, wo wir zusammen die jugoslawisch-italienische Grenze illegal überschritten, da weder er noch ich einen Paß hatten.

Für ihn schien nichts mehr im Leben schwierig, denn nun brauchte er nie wieder eine Waffe zu tragen. Er sagte in seinem guten Englisch zu mir: »Take this if you want!« (Nimm dieses, wenn du willst!) – und schenkte mir sein Klappmesser.

Dann erzählte er mir von seinem Land, von seinen Leuten. Wie gastfreundlich und strenggläubig sie seien. Niemals würde er einen Landsmann oder ein Landsmann ihn im Stich lassen. Er sagte: »Ich werde dich arabisch lehren, und wenn der Krieg vorbei ist, dann mußt du bei mir vorbeikommen, Beirut ist unvergeßlich!«

Doch die Italiener wollten ihn in sein Land abschieben. Aber noch in derselben Woche wurde er vor dem libanesischen Konsulat von drei Arabern, die aus seiner Heimat kamen, zusammengeschlagen, weil er nicht einer Meinung mit ihnen war.

Als ich ihn am Tage darauf im Krankenhaus von Padritchiano besuchte, bat er mich, ihm sein Klappmesser zurückzugeben. Als wir uns zum letztenmal die Hände schüttelten, murmelte er: »I m sorry!« (Es tut mir leid!)

Ja, und dann war da noch mein Vater.

Es war Heiligabend. Ich hatte gehört, daß er wieder

verheiratet war, genauso wie ich wußte, daß seine jetzige Frau nicht duldete, daß ich auch nur eine Nacht in seinem Hause zubrachte.

Aber kam ich von irgendwoher zu ihm, dann besorgte er mir ein Fremdenzimmer – ein Zimmer für Fremde. Irgendwo in der Vorstadt, denn dort war es billiger.

So besuchte ich auch damals meinen Vater, ohne sein Haus zu betreten. Ich stand eine Weile vor dem Fenster, indem ich den festlich geschmückten Raum sah. Es war kalt und es schneite. Aber allein dieser Anblick brachte mein Blut in Wallung. Ich konnte nicht hören, welches Lied er und seine Frau angestimmt hatten, und so ging ich in eine dem Haus gegenüberliegende Telefonzelle, wartete, bis der Gesang zu Ende war und wählte seine Nummer. »Dein Sohn wünscht dir eine frohe Weihnacht und ein glückliches neues Jahr!« Auf die Frage, wo ich denn im Augenblick sei, antwortete ich: »Weit weg von dir, Vater, und doch so nahe!«

Ich beobachtete, wie er sich mit der Hand auf den Tisch stützte, als er meinen Wunsch erwiderte und mich bat, bald wieder einmal nach Hause zu kommen.

Ich gab mir nicht mehr die Mühe, den Hörer wieder in die Gabel zu hängen, trat aus der Telefonzelle in die »Stille Nacht, heilige Nacht« – und war wieder allein.

Später lernte ich Bob kennen. Das heißt, zunächst wollten wir uns gar nicht kennen, denn wir stritten uns um den Platz in einem abgestellten Zug, der in einem kleinen Bahnhof in Nord-England stand und sich wunderbar eignete, die schon kalten Nächte darin zu verbringen.

Wir hätten ja nicht nur Platz für uns beide gehabt, sondern konnten noch eine ganze Cricket-Mannschaft einladen. Aber er war der erste, und als ich durch eines

der Fenster in den Waggon einstieg, wollte er mich unbedingt hinausjagen.

Er sagte: »Ist ein zweiter hier, so kommt ein dritter, wo drei sind, ist die Polizei nicht mehr weit.« Außerdem wollte er alleine sein. Dafür hatte ich allerdings überhaupt kein Verständnis. Nun, wir konnten uns auf menschliche Art nicht einig werden, und so begannen wir, nach »tierischen Regeln« Herr der Lage zu werden. Ich hatte Glück und er einen gebrochenen Kiefer. Diese Nacht verbrachten wir beide in dem Waggon, aber keiner konnte auch nur ein Auge zutun; er nicht der Schmerzen und ich nicht seines Jammers wegen. Am nächsten Tag mußte er ins Spital, und das bedeutete für Leute in der Lage, wie wir es waren, Schwierigkeiten, Geldprobleme und manchmal sogar Knast.

Das Gefängnis aber scheute Bob mehr als ein geregeltes Leben. Und so gingen wir, nachdem man ihm den Kiefer wieder einigermaßen hergestellt hatte, als Candyman arbeiten, um die Spalkosten zu bezahlen. Er verkaufte Eiscreme und ich Dauerlutscher. Als wir die Summe beisammen hatten und ich merkte, daß die Sache mit den Dauerlutschern doch nicht so süß war, zog ich weiter. Bob aber blieb in seinem Fach, und heute besitzt er vier Wagen, die einen ganzen Bezirk mit Eiscreme und Süßigkeiten versorgen.

Patrice war italienischer Abstammung, in den Vereinigten Staaten aufgewachsen und als ich sie kennenlernte, schon drei Jahre in Holland seßhaft.

Ich traf sie in irgendeiner Straße, als sie mich fragte, ob ich »Stoff« bei mir hätte. Sie gefiel mir und deshalb log ich sie an und sagte »Ja«. Sie lud mich ein, zu ihr in die Wohnung zu kommen, aber Freundlichkeit und Hoffnung waren schnell verschwunden, als ich ihr gestand,

warum ich ihre Frage nicht wahrheitsgemäß beantwortet hatte. Ihr Wortschatz schien unerschöpflich, aber meine Geduld war unübertrefflich. Ich blieb still und unbewegt, bis sie merkte, daß ihre Demütigungen auf mich keinen Eindruck machten.

Schließlich ließ sie den Regen ihrer Probleme auf mich niedergehen. Ich wollte ihr helfen und besorgte ihr das, wonach sie verlangte, denn ich wollte sie glücklich sehen. Und diese Nacht war sie glücklich – und ich mit ihr. Aber ich wußte nicht, was es heißt, glücklich zu sein!

Ja, sie alle und hundert mehr, waren mir teuer geworden. Teuer, weil sie das einzige waren, was ich besaß. Sie waren die Flamme in mir, an der ich mich wärmte, und sie waren die Flamme, die mich verzehrte.

Und mittlerweile hatte es mich in die Fremdenlegion verschlagen. Sie konnte mir zwar eine Bleibe geben, aber sonst nichts. In mir war immer noch diese große Finsternis, eine Ungewißheit und das Verlangen nach dem Ende meiner Unruhe und Unzufriedenheit. Worin unterschied ich mich eigentlich von den anderen?

Als ich begann, abzuwägen, welche Vorteile und welche Nachteile mein Anderssein mit sich brachte, da fühlte ich mich wertlos. Was ist ein Mensch wert? Kann er an Wert zunehmen und kann er an Wert verlieren? Wie teuer bin ich selbst? Was macht den Wert des Menschen aus?

Mein Suchen nach Antworten auf diese Fragen wurde fieberhaft. Ich mußte die Lösung finden, denn ich ahnte, daß sich etwas verborgen hielt, was mir bei allen Erlebnissen noch unbekannt war. Dieses Gefühl, das Leben völlig ausgeschöpft zu haben, und der Gedanke, daß es nichts mehr gibt, was es nicht schon gab, verschwand plötzlich.

Von Zeit zu Zeit wurde mir gewisser, daß sich noch

irgend etwas für mich bereithielt, irgend etwas, was ich bisher nicht beachtet oder völlig übersehen hatte.

Da lag es schon für mich bereit, die Antwort auf meine Fragen, die wirkliche Freiheit, die Gewißheit und ein neuer Anfang. Alles stand schon in einer Person hinter mir und ließ mich auf wunderbare Weise den Kopf wenden!

Es war im März dieses Jahres, als ich nach viermonatigem Einsatz in Ostafrika zurück in die Garnison nach Korsika kam. Ich hatte zehn Tage Urlaub zur Umgewöhnung an das Klima bekommen.

Eines Abends fuhr ich mit zwei Kameraden in die Stadt, um – wie wir uns vornahmen – nach langer Zeit der von uns gern besuchten Bar des Calvi-Hotels einen Besuch abzustatten. Aber wir wurden enttäuscht, denn die Bar war geschlossen, das Hotel von den Deutschen gepachtet und uns, so sagte der Fahrer, wäre der Zutritt nicht gestattet. Das war uns Grund genug, erst recht hinzugeben.

Es war früh am Nachmittag, und außer Brigitte, dem Fräulein am Empfang, trafen wir niemand an. Sie aber bestätigte, was wir schon bei der Ankunft im Taxi hörten, bis auf eine Abweichung: anstatt uns den Eintritt zu verbieten, lud sie uns für den Abend ein.

Meine Freunde Fred und Paul kamen aus Holland und Sizilien, sprachen aber beide gut Deutsch, und wir erinnerten uns an einige Abende, die wir schon mit Touristen verbracht hatten, und so nahmen wir die Einladung an. Wir wußten, daß wir die einzigen Soldaten sein würden, waren darüber aber froh, denn wir hatten es satt, nur Uniformen zu sehen.

Als wir am Abend zurückkamen, war der Saal bereits gefüllt. Ich erinnere mich gut: In der Mitte stand ein bärtiger Mann mit einer Gitarre. Er lachte uns mitten ins

Gesicht und sang dabei: »Ich habe Freude in meinem Herzen ...«, und dann stimmte der ganze Saal ein: »Freude, Freude, Freude, Freude«, und wir konnten nichts anderes mehr empfinden.

Man brachte uns dann Stühle, und bescheiden, wie wir es gewohnt waren, wollten wir uns in die letzte Reihe setzen. Aber eine ältere Dame, die mir schon beim Eintreten aufgefallen war, weil sie ihre Freude nicht nur sang, sondern dabei auch noch in die Hände klatschte, wie ich es zuvor nur bei den Tiroler Holzfällerbuben sah, war gar nicht damit einverstanden, daß ich mit meinem Stuhl das Weite suchte. Sie packte mich kurzerhand am Arm, so daß ich gezwungen war, den Stuhl abzustellen, um mich darauf zu setzen und drückte mir ein Liederbuch in die Hand. Denn nach der Freude kamen noch die anderen Strophen des Friedens, der Liebe und der Ruhe, so daß ich mich fragen mußte, wie denn dies alles in einem Herzen Platz haben könnte.

»Die kommen aber ganz schön schnell in Stimmung«, sagte Fred, der Holländer, zu mir, und ich mußte ihm Recht geben. Aber da erst fiel uns auf, daß anstelle der üblichen Wein- und Bierflaschen Bibeln auf dem Tisch lagen. Nun, wir waren etwas verstört, denn daß dies kein Gottesdienst war, war uns klar, nur was sollten die Bibeln auf den Tischen?

»Ist nett von Euch, daß Ihr gekommen seid, vielleicht stellt Ihr Euch am besten gleich mal vor!« sagte der Bärtige. Er schien der Wortführer zu sein. Nach gelernter Manier stand ich auf und stellte mich vor. »Ich heiße Kurt und« – da war es passiert, daß ich mich mit meinem richtigen Namen vorstellte und nicht als Karl, wie man mich in der Legion ausgab. Die bringen einen ja ganz schön aus der Fassung!

Jetzt stellten sich auch meine beiden Freunde vor, und es war das erste Mal, daß ich nun auch ihren richtigen Namen kennenlernte, obwohl wir schon zwei Jahre beisammen waren! Seltsam, dachte ich. Aber da bekam ich auch schon von der Oma einen kräftigen Stoß in die Seite, weil ich ganz vergessen hatte, bei dem Lied mitzusingen, das der Bärtige inzwischen wieder angestimmt hatte.

Aber der Ton war einfach zu hoch für mich. So bewegte ich nur meine Lippen und begann dabei zu schwitzen: »Hoffentlich merkt Oma nichts davon!« Aber sie schmunzelte mich an, zwinkerte mit dem Auge und nickte dabei bedächtig mit dem Kopf – so wie es meine Mutter tat, als ich noch ein kleiner Junge war und mit jemandem über meine neuesten Lausbubenstreiche sprach.

Jetzt war wieder der Bärtige an der Reihe: »Wir wollen uns zum Gebet neigen.« Also doch ein Gottesdienst! Fieberhaft versuchte ich, mich an die Worte des Vaterunser zu erinnern, das ich irgendwann einmal in der Schule auswendig gelernt hatte. Jetzt bin ich blamiert, dachte ich, denn zwischen Vater, Himmel und Erde fehlte mir jeder Zusammenhang. Aber dann begann Oma zu sprechen. Was wohl in sie gefahren war? Sie bedankte sich bei irgend jemandem für die Schiffsreise, aber mit wem sprach sie überhaupt? Ich wagte nicht, meine Augen zu öffnen, obwohl es mich brennend interessierte. Aber vielleicht, dachte ich, beobachtet mich der Bärtige, und dann würde er wissen, daß ich kein Christ war. Ja, und dann wäre alles dahin. Sie würden mich nicht mehr als einen der Ihrigen betrachten, und meine Freude würde so schnell verschwunden sein wie sie kam.

»Gott, wir danken Dir, daß Du diese drei Legionäre zu uns geführt hast, und wir bitten Dich darum, daß sie Dich hier erkennen dürfen und zu Dir kommen und Du

ihnen ein neues, ewiges Leben schenkst!« Diese Worte kamen aus irgendeiner Ecke, und aus wessen Mund sie auch stammten, ich fand sie rührend. Aber das mit dem neuen Leben mußte wohl noch etwas warten, denn mein Vertrag in dieser Armee galt noch bis 1979.

Einer nach dem anderen begann für mich und meine Freunde zu beten.

Sie redeten so einfach und unkompliziert zu Gott, als unterhielten sie sich mit einem ihrer Freunde. Man konnte meinen, der Herr sitze hier im Saal, vielleicht auf einem freien Stuhl in der Ecke hinten oder er hatte den freien Platz des Bärtigen eingenommen. Oder war er in jedem einzelnen selbst zu finden?

Jeder dankte für etwas oder brachte seine Probleme, und die anderen bekräftigten ihre Anteilnahme durch ein lautes Amen. Sie baten den Herrn um Vergebung von Dingen, deren ich mich niemals schuldig gefühlt hätte. Und da begann ich, diese Leute zu beneiden. Wie rein und frei mußten sie innerlich sein, um für Dinge zu danken und zu beten, die ich als selbstverständlich ansah. Schon wollte ich auch auspacken, aber was würde der liebe, gute Gott sagen, wenn ich Ihm alles so hinwarf? Und was würden die Leute denken? Nein, das war unmöglich! Und so schwieg ich. Doch in diesem Augenblick wuch die erste Portion Freude von mir, und ich fühlte mich nicht mehr so ganz dazugehörig.

Aber dieses Problem sollte sich bald lösen, denn es blieb nicht bei diesem einen Abend. Jede freie Stunde verbrachten wir nun mit diesen Leuten. Immer wieder führten uns die Gespräche an den Punkt, den wir nicht fassen konnten: »Jesus Christus ist auferstanden!«

Je mehr ich über diese Behauptung nachdachte, desto nebensächlicher schienen mir alle anderen Lebensfragen.

Diese Christen waren sehr freundlich zu uns und deckten uns mit Traktaten und christlicher Literatur ein, die wir erst einmal beiseite legten.

Nur ein Buch hatte ich herausgegriffen, dessen Titel mich reizte: »Vom Knast zur Kanzel«. Sollte es Männer geben, die auf der Kanzel stehen und deren Vergangenheit nicht in der Absolvierung theologischer Seminare bestand, sondern die Außenseiter waren wie ich?

Was hatte ein Verbrecher von der Kanzel zu rufen? Noch bevor ich das Buch durchgelesen hatte, wurde in mir die Hoffnung wach, daß Gott auch mir diese Veränderung und Erfüllung schenken könnte.

Noch einmal blickte ich auf mein verpfushtes Leben zurück und stellte mich der Sinnfrage meines Lebens, die mich wieder eingeholt hatte. Es gab kein Vorbei mehr.

Einmal muß jeder von uns den Finger durch die Tapete des Lebens stecken und sich fragen: was ist denn eigentlich dahinter? Habe ich mein Leben gelebt oder habe ich es zerstört? Ist das eigentlich alles, was ich hier erlebe?

Obwohl ich sehr viel erlebt hatte, stellte sich auch mir die Frage: Ist das eigentlich alles, womit mich diese Welt füttern will?

Bin ich nur dazu da, um einigen Leistungsprozessen zu genügen? Und diese Frage nach dem Sinn des Lebens ist ja schließlich auch kein Zufall, sie ist uns auferlegt. Sie stellt sich einem jeden von uns. Solange wir diese Frage nicht beantwortet haben, solange diese Problematik ungelöst bleibt, weil wir sie beiseite schieben oder zu vergessen suchen – in der Arbeit, im Hobby, in Liebesaffären, im Alkohol, in Drogen oder auch wie ich, im Abenteuer – solange wir keine Antwort auf diese Frage haben, werden wir sie nicht aus der Welt schaffen, sondern diese ungelöste Sinnfrage wird unser Leben vernichten.

Und da kamen diese Leute mit ihrem Jesus zu mir und behaupteten: Die einzige Antwort, die auch dann noch Bestand hat, wenn alles andere umgefallen ist; wenn andere Immanenz-Antworten, d.h. von Menschen und deren Vorstellungen angebotene Antworten bis zu diesem Punkt erfahren worden sind, wo man dem Tod gegenübersteht, da behält der Recht, der im Absolutheitsanspruch der ganzen Welt zuzuft:

»Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben!« *Jesus Christus*. Die Schläue eines Bürgermeisters fiel mir ein, der sein Amt in einem kleinen Dorf ausübte. Es hatten sich dort zwei Frauen gestritten, und die erste ging zum Bürgermeister und erzählte ihm alles. Dieser hörte sich das an und meinte anschließend: »Gnädige Frau, wenn das so ist, dann muß ich Ihnen in diesem Streit Recht geben.« Die Frau war sehr erfreut, und strahlend ging sie nach Hause.

Aber kurz darauf kam die andere Frau herein und erzählte dem Bürgermeister alles aus ihrer Sicht. Wiederum hörte er sich alles an, und als sie ausgeredet hatte, meinte er: »Wenn das so war, gnädige Frau, dann sind Sie natürlich im Recht.«

Die Sekretärin, die dabeisaß, schüttelte den Kopf und meinte zum Bürgermeister: »Aber Herr Bürgermeister, das können Sie doch nicht machen. Sie können doch nicht beiden Frauen Recht geben!«

Da legte er seine Hand auf ihre Schulter und sagte: »Da haben Sie auch Recht!«

Ich glaube, daß wir gerade heute in dieser Gefahr leben, jedem Recht zu geben, nur um unsere Ruhe zu haben. Wir werden mit so vielen Informationen beschossen, daß viele von uns mehr und mehr das Bedürfnis haben, alle Kommunikationen abzuschalten, um wieder

einen emotionellen Freiraum zu erhalten. Aber wir können uns ihrem Einfluß nicht entziehen. Denken wir nur an Radio, Fernsehen, Illustrierte und Drucksachen. In uns schreit es laut: »Aufhören! Laßt mich doch endlich in Ruhe!« Wir können auf einmal nicht mehr auf neue Informationen reagieren, wir können sie nicht mehr in unser Leben integrieren, selbst wenn sie Tod oder Leben ausmachen.

Eine Folge dieser beängstigenden Entwicklung ist, daß sich die Art unseres Zuhörens geändert hat. Um uns vor der Flut des Lärms zu schützen, haben wir unbewußt ein psychisches Abwehrsystem entwickelt, eine Art Sieb oder Filter. Dieser Filter läßt automatisch nur die Informationen hindurch, die den Eindruck erwecken, daß sie uns helfen, unsere eigenen bedrängendsten Bedürfnisse zu befriedigen und unsere persönlichen Ziele zu erreichen.

Wir versuchen in einer von der Werbung versprochenen Lebensfreude zu leben. Aber wir sind nicht wirklich froh. Trotzdem wird uns weiter eingehämmert, daß das Produkt X und System Y uns glücklich machen. Haben wir dann zugegriffen und fühlen uns trotzdem nicht wohl, verzweifeln wir an uns selbst. Das darf aber kein anderer merken, und darum bemühen wir uns, unter allen Umständen nett, gepflegt und ausgeglichen zu wirken, egal wie einsam, leer und hoffnungslos wir uns fühlen. Wie man als der gewandte und aufgeschlossene Mensch der 80er Jahre aufzutreten hat, wird uns ja überall vorexerziert. Da jeder von uns durch Anschauungsunterricht weiß, wie man glücklich und ausgeglichen erscheint, wird das Gefühl der Einsamkeit noch schmerzhafter, wenn ich dem Nächsten begegne, denn auch er hat ja die Maske der Lebensfreude aufgesetzt.

Ich erkannte sehr bald, daß es hier um viel mehr ging, als mit einem »vielleicht haben Sie auch Recht« zu antworten. Zu lange war ich auf der Suche, zu oft hatten meine Finger ins Leere gegriffen, um einer letzten Täuschung zu erliegen oder um die gesuchte Wahrheit nicht zu erkennen.

Die Behauptung dieser Christen: »Jesus Christus ist auferstanden, Er lebt, Er ist uns näher als die Luft, die wir einatmen«, diese Behauptung war zu herausfordernd, um zu antworten: »Sie könnten ja Recht haben!« Entweder ist Jesus Christus eine Märchenfigur und die Christen sind Lügner, oder in diesem Mann ist Gott Mensch geworden. Dann haben die Menschen vom Islam bis zum Katholizismus soviel Tatsachen umgegraben, gepflanzt und ausgerissen, daß wir in diesem Chaos das Zentrale nur noch schwer erkennen können; so daß wir vor lauter Lügen und Irrlehren nur immer dann die Wahrheit erfahren, wenn wir uns Jesus Christus selbst zuwenden, wenn wir aufs Kreuz blicken.

Das Kreuz Jesu Christi war es auch, das mich besonders faszinierte. Denn dort wurde nach Gottes Aussage die Belohnung für mein Leben ausgezahlt. Die Belohnung für mein und unser aller Leben – der Tod!

Als ich die Kreuzigung in der Bibel las und einige andere historische Berichte über die Kreuzigung, da wurde mir dieses Geschehen sehr lebendig.

Es war mir zumute, als würde sich alles vor meinen Augen abspielen.

Der Verurteilte wurde, auf ebener Erde liegend, an den Querbalken genagelt. Bei der Annagelung wurden die Nägel zwischen den Knochen des Handgelenkes hindurchgetrieben und verursachten unerträgliche Schmerzen.

Dann wurde er auf dem gut drei Meter hohen Pfahl, der auf dem Strafplatz stand, hochgezogen. Danach trieb man einen langen Nagel durch die übereinanderliegenden Füße. Die Kleider des Gekreuzigten fielen dem Hinrichtungskommando zu. Die Gekreuzigten quälte furchtbarer Durst, rasende Kopfschmerzen und heftiges Fieber. Die Hängelage verursachte Atemnot, und der Verurteilte konnte dem Erstickungstod nur entgehen, wenn er sich, gestützt auf den Nagel, der die Füße durchbohrte, vorübergehend aufrichtete. Im abwechselnden Heben und Senken des Körpers, in Atemnot und Atemschöpfen, vollzog sich der Todeskampf.

Ich konnte nicht mehr sagen: Ich war damals nicht dabei. Keiner von uns kann das sagen, denn wenn Jesus damals schon für uns heute gestorben ist, dann kreuzigen wir Ihn heute noch seit damals, wir, die wir nichts von Ihm wissen wollen. Dann sind unsere Wünsche und Ziele, unsere Worte und Taten Hammerschläge auf einen der Nägel des Kreuzes. Dann ist unser gesamtes Leben, das wir ohne Ihn leben – unser Todesurteil.

Ich hatte bisher falsch gelebt, ich hatte Ihn verachtet, ich hatte zugeschlagen wie ein Wilder, und Er rief mir das zu, was Er uns allen zuruft: »Es tut mir weh! Jeder Hammerschlag, jeder Wunsch, jedes Ziel, jedes Wort und jede Tat ohne mich, all das tut mir weh, – aber Ich habe euch lieb! Ich habe dich lieb und möchte dich erretten!«

Mein Wunsch war es, dieses neue Leben, das mir von Jesus angeboten wurde und das einem jeden von uns zugedacht ist, anzunehmen. Ich begriff, daß dieser Jesus Christus auch mich meinte, daß Seine Worte auch mir galten, und daß Sein Tod auch mein Tod sein konnte, so daß durch Seine Auferstehung eine neue Persönlichkeit

in mir geboren werden konnte, ein neues Leben. Als mir bewußt wurde, daß ich jetzt sterben konnte, ein für allemal, und daß ich jetzt leben könnte, ein für allemal, daß dieser Jesus zu mir sagte: »Kurt, du bist ein Verbrecher, ein Sünder, aber ich habe dich lieb, ich möchte dich annehmen, ich möchte euch alle annehmen – kommt!«

Dieses Angebot erreichte mich während einer Manöverfahrt, auf der Ladefläche eines Lkws. Meine Hände hielten ein kleines Johannesevangelium, in dem ich während der Fahrt die Kreuzigungsgeschichte las.

Wer die Straßen in Korsika kennt, wird verstehen, warum ich jedes Wort siebenmal vor die Augen bekam.

Das Bild des Gekreuzigten stand auch noch vor mir, als ich das Evangelium zur Seite gelegt hatte. Ungeduldig erwartete ich den Abend, um ungestört mit diesem Herrn sprechen zu können.

Ich konnte nichts anderes mehr tun, als vor Ihm auf die Knie zu gehen und zu sagen: »Herr, hier bin ich, ich übergebe Dir mein Leben. Behalte alles von mir Zugefügte, Künstliche, alles falsch Aufgeputzte, und gib mir das, was natürlich ist; erfülle Du mich und übernimm Du die Herrschaft meines Lebens!«

Wieder kamen mir die Worte Jesu in den Sinn: »Wer an mich glaubt, der hat ewiges Leben.« Und wieder sah ich das Kreuz vor mir: dasselbe Kreuz, das uns als Zeichen so gut bekannt, aber als Lebensinhalt verbannt ist. Auf Türmen, an Wänden und am Hals liebt man es, aber in der Tat haßt man es. In Bekenntnissen und Lehrsätzen ist man ein Freund und in der praktischen Lebensgesinnung ein Feind des Kreuzes. Vielleicht ist mit nichts in der Welt eine solche Heuchelei getrieben worden, wie mit diesem Kreuz.

Dem einen ist es ein ehernes Götzenbild geworden, dem anderen ein magisches Wunderzeichen, dem dritten ein flammendes Kampfpanier, dem vierten ein kostbares Schmuckstück, dem fünften ein schwarzes Trauersymbol, dem sechsten ein verhaßtes Ärgernis. Und doch ist es weiter nichts als der Galgen, an dem Christus für mich gestorben ist.

Es erfüllte mich eine tiefe Freude, und ich wußte, daß mir vergeben war.

Ich begann nun in der Bibel zu lesen und zu verstehen; und mein Gebet ist seitdem, daß Gott mich zu einem Mann macht, der an »das Leben« glaubt und »nach dem Leben greift«, jederzeit und ohne Hast, aber auch ohne zu zögern.

Der weiß, daß das, was Gott ihm bereithält, gut für ihn ist, und der weiß, daß es sinnlos ist, auch nur in Gedanken zu begehren, was nicht für ihn gedacht ist.

Ein Mann, der an ein nutzvolles Durchleben aller seiner Tage glaubt, an eine sich lohnende Mühe und der sich deswegen dem anvertraut, der den Grund aller Dinge weiß. Mein Gebet ist, daß Gott mich zu einem Mann macht, der sich zu beherrschen versteht in seinen Leidenschaften und Interessen, in seinen Forderungen und seinen Launen; ein Mann, der es versteht, zu kämpfen und der gelernt hat zu leiden, für all das, was uns gegeben ist.

Der seine Feinde verabscheut und, wenn nötig, gewalttätig gegen sie vorgeht, wohl wissend, daß er selbst und das Übel seine einzigen Feinde sind.

Ein Mann, der es lernen möchte, mit aller Gewalt der Aufopferung und aller Regung seiner Gefühle, mit all seiner Intelligenz und aller Kraft, die ihm geschenkt wurde, Gott, seinen Herrn, zu lieben.

Und schließlich ein Mann, der auch zu sterben versteht, der weiß, was es bedeutet, sein Leben herzugeben: es nicht zu verlieren, sondern es gerettet zu haben; der weiß, daß nun das Eindringen der Vergänglichkeit in die Ewigkeit stattfindet.

Die Ruhe der Rast losen

WILLY MONES

Im Griff der Angst

Mit zehn Jahren war ich schon zum Alkoholiker programmiert, obwohl ich bis dahin nie einen Tropfen Alkohol getrunken hatte. Meine Eltern mußten heiraten, weil ich unterwegs war. In der französischen Schweiz erblickte ich das Licht der Welt, und nach zwei Jahren bekam unsere Familie weiteren Zuwachs: Ich bekam einen Bruder, den meine Mutter abgöttisch liebte. Soweit ich mich zurückerinnern kann, habe ich schon als kleiner Knirps gefühlt, daß ich nicht geliebt wurde. Ich kann mich nicht entsinnen, jemals eine Zärtlichkeit bekommen zu haben.

Als 1939 der Zweite Weltkrieg ausbrach, zog unser Familie nach Frankreich. Ich kam auch dort zur Schule und wurde als einziger Deutscher unter französischen Kindern ausgestoßen. Als »Saudeutscher« war ich bekannt und wurde als solcher behandelt. Wenn zum Beispiel der Fliegeralarm kam und die Lehrerin mit der Klasse in den Bunker lief, wurde ich von der Lehrerin zurück auf den Schulhof geschickt – im Bunker war kein Platz für mich. Bis heute habe ich die Angst nicht vergessen, die ich dort als Schuljunge vor den Angriffen der Tiefflieger hatte.

Schon in dieser Zeit litt ich unter entsetzlichen Alpträumen. Im ersten Traum war es dunkle Nacht. Ich stand auf einem Hügel, schaute ins Tal hinab und sah dort eine Ruine, deren Anblick in mir Entsetzen auslöste.

Hinter dieser Ruine gingen Tausende Drähte ins Nichts, und ehe ich mich versah, wurde ich in diese Drähte verwickelt und hin und her geschleudert.

Auch in dem zweiten Traum war es dunkel. Ich stand auf einem Balkon der zweiten Etage eines U-förmigen Hauses. Dieses Haus hatte keine Fenster, sondern nur rechteckige Löcher. Aus einem dieser Löcher kam eine verhüllte Gestalt heraus, die mit einem langen Dolch in der Hand hinter mir herlief und mich verfolgte. Von Angst gejagt floh ich, und als ich mich nach der Gestalt umschaute, verschwand sie in einem Loch. Als ich daraufhin in die Ferne sah, stand plötzlich eine Stadt am Horizont vor mir, mit vielen goldenen Türmen und Kuppeln. Sie glänzte in einer herrlichen Farbenpracht, so daß ich wie gebannt dorthin schaute, aber dann war der Traum plötzlich zu Ende.

Beide Träume träumte ich abwechselnd bis zu meinem dreizehnten Lebensjahr.

Bald marschierten die deutschen Soldaten in Frankreich ein, und wir wurden als Volksdeutsche zurück nach Deutschland geschickt. Wir zogen dann nach Wuppertal. Mein Vater wurde zur Wehrmacht eingezogen und nach Rußland geschickt, wo er 1943 vor Leningrad fiel.

In dieser Zeit, als Wuppertal den Angriffen der Engländer und Amerikaner ausgesetzt war, wurden wir Kinder ins KLV-Lager nach Jöstadt im Erzgebirge gebracht.

So wunderschön die neue Umgebung war, so brutal wurden wir selbst im Lager behandelt. Die Jungzugführer tyrannisierten uns, indem sie unsere Hilflosigkeit bestialisch ausnutzten. Eine besondere Freude bereitete es ihnen, uns des Nachts um vierundzwanzig Uhr zu wecken. Sie brüllten dann »Achtung!«, worauf wir in

Windeseile aus unseren Betten springen und strammstehen mußten. Danach wurden die Matratzen untersucht. Die Jungen, deren Matratzen naß waren, mußten sich ausziehen. Die Jungzugführer nahmen ihre Koppeln ab, zogen das Koppelschloß bis an das Ende des Riemens und schlugen dann voll auf uns ein, bis das Blut spritzte. Wenn sie besonders mies gelaunt waren, zogen sie uns in die Waschräume und schlugen uns mit ihren Fäusten die Nasen blutig. Zwei- bis dreimal in der Woche war ich unter den Unglücklichen. Können Sie sich meine Angst vorstellen? Nach dem zu Bett gehen raste ich oft zwanzigmal zur Toilette und hatte stündlich Furcht, um vierundzwanzig Uhr wieder unter den Opfern zu sein.

Am Ende des Krieges, kurz bevor die Russen kamen, wurden wir von der Lagerleitung allein gelassen. Nur noch eine Frau blieb bei uns, die Pilze zubereitete, die wir für unsere Mahlzeiten im Wald sammelten. Die Russen, die bald darauf kamen, waren sehr freundlich zu uns. Ich erinnere mich noch gut, wie sie mit einem alten Opel Kadett zu uns kamen und Schokolade und Bonbons austeilten.

Als zwölfjähriger Junge bin ich dann mit drei weiteren Freunden des Nachts über Leipzig, Halberstadt nach Bad Harzburg in den Westen geflohen. Nachdem wir schon die Grenzen zum Westen passiert hatten, gingen wir eine Straße entlang nach Bad Harzburg. Als wir dort ankamen, fragten uns ganz erstaunt und aufgeregt die Leute, woher wir kämen. Nachdem wir unseren Weg beschrieben hatten, schlugen sie ihre Hände über dem Kopf zusammen. Die Straße, die wir benutzt hatten, war total vermint. Ein amerikanischer Jeep kam dann und ein Offizier versorgte uns mit dem Notwendigsten, so daß wir in unsere Heimat zurückreisen konnten.

Als ich im August 1945 in dem zerbombten Wuppertal ankam, wartete ein neuer Schock auf mich. In der Wohnung meiner Mutter war Jubel, Trubel und Heiterkeit. Als ich die Korridor­tür aufmachte, stand ich einer Anzahl Schwarz­händler, Besatzungssoldaten und Freundinnen meiner Mutter gegenüber. Der Alkohol floß in Strömen.

In meinem Elternhaus fanden die Schläge wegen der Bettnässerei ihre Fortsetzung. Meine Mutter schlug mich grün und blau, wenn es mal wieder passiert war. Wenn ich dann am anderen Morgen in meiner kurzen Hose zur Schule ging, konnten meine Schulkameraden die Spuren des Handfegers sehen, mit welchem meine Mutter die Prügel zu verabreichen pflegte. Grausam, wie Kinder manchmal sein können, fanden sie ihre Freude daran, dann noch auf die blauen und grünen Flecken zu treten. Meine Angst war oft so groß, daß ich mich beim Pausenbeginn außerhalb des Schulhofes versteckte, um am Ende der Pause wieder in die Klasse zu rennen.

In dieser Zeit kam mir zum erstenmal der Gedanke an Selbstmord. Ich wollte nicht mehr leben, aber ich wußte nicht, wie ich mir das Leben nehmen konnte.

Zu Hause war immer viel Besuch. Engländer und Deutsche trafen sich und machten Schwarz­handels­geschäfte, mit denen wir uns über Wasser halten konnten. Meine Mutter machte in dieser Zeit mehrere Herren­bekanntschaften und lebte eigentlich ihr eigenes Leben. Sie war sehr exzentrisch und nervös, alles war ihr zuviel und bei den kleinsten Kleinigkeiten konnte sie sehr ungehalten sein. So war es für mich schwer, mich als junger Mensch gesund und normal zu entwickeln. Die ganze Lebenssituation, die Angst, die Hemmungen, Minderwertigkeits­gefühle, Hilflosigkeit und Einsamkeit hatte

mein ganzes Verhalten geprägt und fehlgesteuert. Wenn ich dann einmal wieder alles falsch gemacht hatte, wußte mir meine Mutter nichts anderes zu sagen, als daß ich blöd und dumm sei. Sie ist nie auf den Gedanken gekommen, mit mir über mein Verhalten zu sprechen oder mir irgendwie Mut zu machen. Immer wenn ich nach Hause kam, überfiel mich die Angst, und ich fragte mich, wie meine Mutter wohl jetzt gelaunt sein würde. Es war ein entsetzliches Leben.

Ich möchte meine Mutter nicht schlecht machen. Sicherlich war auch sie ein Opfer ihrer Zeit, und sie hatte auch Momente, in denen sie gut war. Der Krieg hat auch in ihrem Leben Spuren hinterlassen.

Mit 14 Jahren begann ich in Mettmann eine Werkzeugmacherlehre bei der Firma Seibel. Jeden Tag fuhr ich die Strecke von Barmen nach Mettmann mit dem Zug. Abends saß ich dann in der Bahnhofswirtschaft bei einer Tasse Kaffee oder einem Glas Limonade, um auf den Zug zu warten.

Eines Tages kamen die Gesellen dazu und fragten mich, was für eine Memme ich sei, denn ein anständiger Mann würde doch Bier trinken. Zum erstenmal in meinem Leben bestellte ich mir daraufhin einen halben Liter Bier. Nachdem ich das Glas geleert hatte, spürte ich ein inneres Wohlbefinden, und ich fühlte mich frei von dem Druck, der auf mir lag. Von diesem Abend an bestellte ich mir keine Tasse Kaffee und keine Limonade mehr. Nach zwei Wochen reichte mir ein Glas nicht mehr, und es dauerte auch nicht mehr lange, bis ich meinen ersten Vollrausch hatte. Die Einsamkeit und die fehlende Geborgenheit zu Hause trieben mich immer mehr in die Wirtschaften.

Als ich dann als Geselle meine Stelle wechselte, lernte

ich einen Kollegen kennen, der mich für das Mundharmonikaspielen begeisterte. Wir kauften uns Instrumente, begannen zu üben und gründeten das »Asmuß-Mundharmonika-Trio«. Zuerst übten wir in einem Bierkeller und traten dann bei kleineren örtlichen Festlichkeiten auf. Nach fast jeder Veranstaltung waren wir blau. Unser Trio wurde bald auch über die Grenzen der Stadt hinaus bekannt, und wir wurden zu den verschiedensten Veranstaltungen gerufen. Einmal wurden wir sogar zu einer Aufnahme nach Düsseldorf eingeladen, wo wir in Peter Frankenfelds Fernsehsendung »Jeder kann mitmachen« auftraten.

Einen weiteren Schritt abwärts brachte mich die Tatsache, daß mich mein Mädchen, mit dem ich dreieinhalb Jahre gegangen war, mit einem anderen Mann betrogen hatte. Die ganze Welt und mein Leben erschienen mir nun völlig sinnlos. Ich trieb mich in den Nachtlokalen herum, und mein einziger Trost bestand darin, mich nach Feierabend volllaufen zu lassen. Jeder Rausch tat mir gut, die manchmal unangenehmen Nebenerscheinungen nahm ich in Kauf. Hauptsache, ich konnte vergessen. Mein ganzes Denken und Arbeiten, mein ganzes Leben richtete sich darauf, trinken zu können. Jeder normale Mensch kann dieses Prinzip eines haltlosen Menschen nicht verstehen.

Der Alkohol enthemmte mich völlig; ich, der ich früher ängstlich und zurückhaltend war, wurde zu einem Schläger und verlor jedes Empfinden für meine Mitmenschen. Auch die Polizei lernte mich in dieser Zeit besser kennen.

Als ich einmal in einer Kneipe an der Theke stand, stellten sich zwei achtzehnjährige Jungen links und rechts neben mich. Als ich mir dann ein Glas Bier bestell-

te, nahm mir mein linker Nachbar das Glas weg. Nachdem ich mir das zweite Glas bestellt hatte, nahm mir der andere junge Mann das Glas weg. Als mir dann auch noch das dritte Glas ausgetrunken wurde, stieg ein unbändiger Zorn in mir hoch, und ich sagte sehr deutlich: »Herr Wirt, das vierte Glas trinke ich!«

Nun kam, was kommen mußte. Einer der beiden Kerle wollte sich das vierte Bierglas nehmen, aber dann habe ich zugeschlagen und beide verhauen. Zuletzt schmiß ich sie durch die Pendeltüre nach draußen auf die Straße, worauf der Wirt die Polizei rief.

Als die Polizei kam, lief ich aus der Kneipe nach draußen und stellte mich gegen die Hauswand. Der junge Polizist, der auf mich zukam und mir heftig vor das Schienbein trat, war dann als nächster dran, und seinen beiden Kollegen ging es nicht besser, alle drei bezogen ihre Prügel.

Das war eigentlich für meine Person ein Ding der Unmöglichkeit, aber durch den Alkohol, den ich getrunken hatte – ich war nur angetrunken – ist bei mir irgendwo eine Sicherung durchgebrannt und dann hat's gekracht.

Die Folge davon: drei Monate Gefängnis und 210 DM Geldstrafe wegen Widerstandes gegen die Staatsgewalt und Körperverletzung.

Eines Tages, als meine Mutter mal wieder geheiratet hatte und ich vorübergehend bei ihr in Ronsdorf wohnte, traf ich auf der Straße einen Staubsaugervertreter, der mir von früher bekannt war.

Er begrüßte mich und fragte: »Wie geht es dir, Willy?« Ich antwortete: »Mir geht es schlecht; ich bin beleidigt, weil ich den Kanal noch nicht richtig voll habe.«

Dieser Mann lud mich dann zu sich nach Hause ein,

um mir einen auszugeben. Ich rechnete natürlich mit einer zünftigen Sauferei und war völlig verwirrt, als ich mich wenige Minuten später an einem sauber gedeckten Kaffeetisch wiederfand. Nach dem Kaffeetrinken legte mir der Vertreter einen Stapel »Rettungen« vom Blauen Kreuz (Bund zur Rettung Trunksüchtiger) unter die Nase. Ich war völlig von den Socken und wurde zudem noch zu der Männerstunde des Blauen Kreuzes eingeladen.

Nach dem ersten Besuch der Männerstunde war ich sogar bereit, die Verpflichtung zu unterschreiben, ein Jahr lang keinen Alkohol zu trinken. Nach sechs Wochen fühlte ich mich schon so stark, daß ich glaubte, einen Trinker aus der Wirtschaft herausholen zu können. Dieser Mann verstand es allerdings hervorragend, mich in der Kneipe festzuhalten und mich am Biertisch festzunageln. Somit war der erste Rückfall geschehen.

Als ich dann mal wieder in den Männerkreis ging, sagte man mir, daß ich mit Jesus Christus klare Sache machen müßte, wenn ich nicht vor die Hunde gehen wollte. Ich sollte einfach einmal beten, auch wenn es mir sehr dumm vorkommen würde. »Nun«, dachte ich, »versuchen kannst du es ja einmal, es kostet ja nichts.«

Als ich dann abends zu Bett ging, wollte ich beten. Ich begann mit den Worten »Lieber Herr Jesus ...«, aber weiter kam ich nicht, denn ich sah plötzlich entsetzliche Fratzen vor meinen Augen. Ich sprang aus dem Bett und lief zu meinem Hausarzt in der Befürchtung, daß ich mich in einem Delirium befände. Doch der Arzt riet mir, einen Seelsorger aufzusuchen.

Beim nächsten Männerabend wurde ich natürlich gefragt, ob ich gebetet hätte. »Ich bete nicht mehr«, sagte ich, denn die Angst davor überwältigte mich. »Dann werde

ich mit dir beten«, sagte ein Blaukreuzler. Obwohl ich mich mit Händen und Füßen wehrte, blieb er unerbittlich. Wir gingen in ein Nebenzimmer, und dort betete der Mann für mich. Ich kann kaum beschreiben, was sich dabei in meinem Inneren abspielte, ich hatte das Gefühl, daß jeden Augenblick eine Explosion in mir geschehen müsse.

Wenn ich nach diesem Gebet auch ruhiger wurde, so wurde ich doch bald wieder rückfällig. Die Blaukreuzler rieten mir nun dringend, eine Heilstätte aufzusuchen. Nachdem ich mich lange dagegen gewehrt hatte, machte ich in der Heilstätte »Siloah« in Lintorf bei Düsseldorf eine halbjährige Kur.

Nach sechs Monaten kam ich als »geheilt entlassen« wieder zu meiner Mutter. Sie stellte mich in ihrem Laden an, in dem auch Spirituosen verkauft wurden. Sechs Wochen lang ging alles gut, bis ein Vertreter mir ein kleines Fläschchen Schnaps in die Tasche schob. Mit gemischten Gefühlen nahm ich das Geschenk an und leerte die kleine Flasche. Damit waren alle guten Vorsätze vergessen.

Wenn meine Mutter dann um acht Uhr dreißig im Geschäft erschien, hatte ich schon eine Flasche Schnaps geleert, denn ich mußte schon um sechs Uhr die Zeitungen auslegen und die ersten Kunden bedienen. Eine Zeitlang entdeckte meine Mutter die Lücken in den Flaschenreihen nicht, aber als ich immer mehr trank, wurde ich so auffällig, daß mich meine Mutter aus dem Laden warf.

So stand ich wieder auf der Straße. Bei Alfred, dem Blaukreuzler, fand ich bis zur nächsten Kur ein Zuhause.

Die nächste Kur fand in der Haslachmühle statt. Die ersten vier Wochen überstand ich recht gut. Danach machte ich mit einem Patienten einen Spaziergang. Wir kamen an einem großen Bauernhof vorbei. Dort bot man

uns Most an. Meiner Erinnerung nach war Most ein alkoholfreies Getränk, und so nahmen wir dankend das Angebot an. Der Most schmeckte ausgezeichnet, und erst nachdem ich einen Liter davon getrunken hatte und an die frische Luft kam, merkte ich, daß dieses heimtückische Getränk Alkohol enthielt. Angetrunken machten wir uns auf den Heimweg. Unglücklicherweise fing mein Mitpatient auch noch an zu singen, so daß wir im Heim auffielen und am nächsten Morgen unsere Koffer packen mußten. Allerdings bekam ich nach einigen Wochen von Dr. Rieth, dem Leiter der Haslachmühle, einen Brief, in dem er mir anbot, die Kur fortzusetzen. So durfte ich dort sechs Monate bleiben. In dieser Zeit konnte ich manches lernen. Dr. Rieth war ein entschiedener Christ und hat mir sehr geholfen. Am Ende der Kur holte mich Alfred ab und nahm mich wieder in seine Familie auf.

Vier Monate ging es gut, aber dann zog es mich wieder in die Wirtschaften. Ich wollte leben, tanzen, Mädchen kennenlernen und so weiter. In einem Tanzlokal lernte ich auch sofort ein Mädchen kennen. Ich bestellte ihr ein Glas Wein, mir selbst aber eine Cola. Doch da protestierte sie und bat mich, doch auch ein Glas Wein zu trinken. So kam, was kommen mußte. Ich fürchtete die Blamage und wagte nicht zu bekennen, daß ich Alkoholiker war – und der nächste Rückfall war da.

In den folgenden Tagen betrank ich mich bis zur Besinnungslosigkeit. Nachdem ich einige Tage und Nächte im Alkoholrausch verbracht hatte, ging ich einige Zeit arbeiten. Doch überall entstanden Schwierigkeiten, weil ich wie besessen auf Alkohol war.

Um endlich frei zu werden, entschied ich mich, meinen Urlaub in der Haslachmühle zu verbringen. Jedoch am Zielbahnhof angekommen, war ich schon wieder

betrunken und wagte nicht, die Heilstätte zu betreten. So ging ich in ein Hotel und nahm erst einmal ein Bad. Stunden später wurde ich in der Badewanne von einem Klempner geweckt. Ich war eingeschlafen, und die Hotelleitung hatte die Tür aufbrechen lassen, weil sie Schlimmes befürchtet hatten. Beinahe wäre ich also im eigenen Badewasser ertrunken.

Nach diesem Schreck suchte ich eine Bar auf und lebte einige Tage mit einer Bardame zusammen, bis mein Urlaub dem Ende entgegenging. Als ich in den letzten Tagen in Ravensburg in einem Lokal saß, stand plötzlich Dr. Rieth vor mir. Ich schämte mich fast zu Tode, folgte aber Dr. Rieth zur Heilstätte. Ich werde nie das grölende Gelächter der Patienten vergessen, mit dem ich dort empfangen wurde. Mit einem Schlag war die ganze Lebensangst und Hoffnungslosigkeit wieder da.

Nach wenigen Tagen kam ich, von fürchterlichen Entzugserscheinungen geplagt, hilflos und geschlagen zu Hause an. Auch dieses Mal nahm mich Familie Alfred Topf wieder auf. Sie erbarmten sich über mich, obwohl ich sie so oft enttäuscht hatte. Ihr Christsein hat mich immer tief beschämt und mir meine Verlorenheit deutlich gemacht. Sie und viele Blaukreuzler kümmerten sich selbstlos um mich.

Wie gut es mir tat, trotz meiner Schuld von diesen Christen geliebt zu sein, kann ich kaum in Worte fassen.

Aber die Sucht war stärker. Mein Körper verlangte nach Alkohol, ich bekam Schweißausbrüche, Angstzustände und begann so sehr zu zittern, daß Bett und Schrank wackelten, wenn ich morgens aufstand. Erst wenn ich die Schnapsflasche am Mund hatte, hörte das Zittern auf. So kam es, daß ich schon eine Flasche Alkohol getrunken hatte, wenn ich am Arbeitsplatz erschien.

Dort hatte ich eine Flasche im Kleiderschrank und eine Flasche im Werkzeugschrank am Arbeitsplatz stehen. Auf diese Weise konnte ich mich noch einige Monate durchschlagen.

Doch eines Abends, ich war nur ein wenig angetrunken, kam mir der Gedanke: »Mach Schluß, es hat doch keinen Sinn mehr.« Ich war derart verzweifelt und leer, daß mir der Tod als ein Geschenk vorkam. Ich lief die ganze Nacht durch Wuppertal und faßte den Entschluß, mir das Leben zu nehmen. Um sicher zu gehen und nicht als Krüppel weiter zu leben, suchte ich eine Brücke in der Nähe des Elberfelder Hauptbahnhofs auf, unter welcher die Züge herfuhrten. Dort wollte ich hinunterspringen, um dann von einem Zug überfahren zu werden.

Ich schaute mich noch einmal um, kein Mensch war zu sehen. Aus der Richtung Köln sah ich den Zug kommen. Als er nahe genug war, wollte ich gerade auf das Geländer klettern, um hinunterzuspringen, als mir plötzlich jemand auf die Schulter klopfte. Erschrocken drehte ich mich um und sah einem Mann ins Gesicht, der für seine Zigarette Feuer haben wollte.

Der Mann ging weiter, der Zug war weg, und eigenartiger Weise war ich jetzt nicht mehr in der Lage, hinunterzuspringen. Diese geistige Leere, der Zustand der totalen Gleichgültigkeit war auf einmal verschwunden. Was blieb, war die Sucht nach Alkohol.

Ich geriet nun in einen depressiven Zustand, war wie abwesend und nicht mehr ansprechbar. Meine Bekannten schüttelten nur noch den Kopf, wenn sie mich sahen.

Nach einigen Wochen war es dann wieder so weit, daß ich endgültig Schluß machen wollte. Diesmal wollte ich nicht daran gehindert werden. Ich schloß mich in mein Dachzimmer ein und warf den Schlüssel unter

mein Bett. Dann knüpfte ich zwei Krawatten zusammen, machte eine Schlinge daraus, prüfte sie auf ihre Festigkeit, stieg auf einen Stuhl und befestigte die Schlinge an einem Balken. Dann steckte ich meinen Kopf durch die Schlinge und sah noch einmal durch das Dachfenster nach draußen. Nun war es so weit. Doch als ich mit meinen Füßen den Stuhl unter mir wegstoßen wollte, schoß mir der Gedanke durch den Kopf: »Jesus, wenn das wahr ist, daß Du lebst, dann hilf mir jetzt!«

Wie ich aus der Schlinge herausgekommen bin, weiß ich nicht mehr. Ich kann mich nur noch erinnern, wie ich unter das Bett kroch und nach dem Schlüssel suchte und dann die Türe aufschloß und nach draußen lief. Als ich dann an einer Wirtschaft vorbeikam und der Biergeruch in meine Nase stieg und die ganze Macht der Sucht in mir hoch kam, habe ich laut gerufen: »Jesus, Du hast mir den Kopf aus der Schlinge gedrückt, jetzt mußt Du mich auch an den Kneipen vorbeibringen.« Und dann bin ich im Dauerlauf an den Kneipen vorbeigerast und bis nach Oberbarmen zu einem Blaukreuzler gelaufen. Als dieser Mann mir die Türe öffnete, erschrak er. Ich muß wohl einen entsetzlichen Gesichtsausdruck gehabt haben. Total erschöpft habe ich dort erst einmal lange geschlafen.

Von diesem Tag an habe ich keinen Alkohol mehr getrunken. Mir wurde klar, daß Jesus Christus mich gerettet hat und daß Er eine absolute Realität ist.

Mein Leben wurde mit einem Schlag anders, ja ich begann zu leben, ein Jubelschrei der Freude überkam mich: »Jesus lebt, Jesus lebt!« Ich hatte keine Angst mehr, ich wußte nun, Jesus Christus ist am Kreuz auch für mich gestorben, ist dort auch für meine Sünden und meine Sucht gerichtet worden und hat den Preis für meine Erlösung bezahlt.

Nach meiner Umkehr habe ich noch manch harte Stunden erleben müssen. Die Entzugserscheinungen waren oft grausam. Ich erinnere mich noch gut, wie ich durch Oberbarmen ging und auf einmal das Zittern wieder anfing. Meine Zunge klebte an meinem Gaumen, der Schweiß brach aus und mir wurde schwarz vor Augen. In diesem Augenblick habe ich mich mit letzter Kraft an einer Säule festgehalten und gebetet: »Herr Jesus, lieber will ich hier sterben, als noch einmal rückfällig zu werden. Hol mich lieber zu Dir, als daß ich wieder anfangen zu trinken.«

Nach diesem Notschrei zum Himmel verlor ich die Besinnung und fiel zur Erde. Als ich wieder zu mir kam, standen viele Leute um mich herum. Sie halfen mir wieder auf die Beine, und nach kurzer Zeit konnte ich langsam weitergehen.

Jahre sind seitdem vergangen. Im Blauen Kreuz habe ich in der Arbeit an Alkoholikern mithelfen dürfen und neun Jahre Jugendarbeit gemacht. Bis heute darf ich meinem Herrn dienen: Gerettet sein bringt Rettersinn.

Die Bibel ist zum kostbarsten Schatz meines Lebens geworden.

Jesus Christus hat mir, dem einst hoffnungslosen Säufer, eine Frau und eine liebe Tochter geschenkt. Er, der Sohn des lebendigen Gottes, der eine erlebbare Realität ist, hat bis heute mein Leben bewahrt. Nicht eine Sekunde meines Lebens möchte ich mehr ohne Jesus Christus sein. Er ist ein wunderbarer Erretter, für den es keine hoffnungslosen Fälle gibt und dem zu vertrauen sich lohnt.

»Denn ich schäme mich des Evangeliums nicht, ist es doch eine Gotteskraft, die jedem, der da glaubt, die Errettung bringt« (Röm. 1,16-17).